

Schindlers List

VON JOSEF JOFFE

Oskar Schindler war ein Profiteur, Säufer und Weiberheld. Doch zeigt seine Geschichte - im Leben wie im Spielberg-Film - eine Moral, die verblüffend und vorbildlich zugleich ist. Muß nicht der moralische Mensch 'edel, gut und weise' - also von hehren Absichten geleitet - sein? Der Parteigenosse Schindler war es nicht, er hat sich auch im Nachkriegsleben nicht 'gebessert'. Aber er hat bewiesen, daß man nicht 'gut' und erst recht kein Held sein muß, um Gutes zu tun.

Der schnöde Schindler wollte Geld, Frauen und Macht - trotzdem hat er tausend todgeweihten Juden das Leben gerettet. Darin liegt das Paradox, das den Spielberg-Film wie das Keneally-Buch auszeichnet und zur 'moralischen Anstalt' erhebt. Denn die uralte, salvierende Frage im nachttotalitären Raum lautet stets: 'Was konnte ein einzelner schon tun?' Lief er nicht selber mörderische Gefahr beim Versuch, den Gejagten zu helfen? Deshalb solle sich niemand, der nicht unter der Knute der Totalitären gelebt hat, auf das hohe moralische Roß schwingen. Und: Den ersten Stein möge nur werfen, wer unter dem Druck einer brutalen Macht anders gehandelt hätte.

Solche Apologie beruhigte die Gewissen nach 1945; sie muß in Neuauflage auch dazu herhalten, nach 1990 die DDR-Vergangenheit zu bewältigen. Der vielgescholtene Joachim Gauck und dessen Behörde wissen ein Lied davon zu singen. Ihre Sünde, heißt es, sei der moralische Absolutismus, der die Realität des Totalitären verleugne und deshalb Maßstäbe aufstelle, an denen jeder 'normale' Mensch scheitern müsse. Rigorismus mag im Kloster gelten, aber nicht im real existierenden Totalitarismus.

Mit solchen Argumenten (die sich gewiß nicht einfach abstreifen lassen) wird aber der Diskurs zu schnell beendet. Denn: Wer hat je behauptet, daß Moral - die politische oder die persönliche - einfach sei? Die wirklich interessanten ethischen Fragen beginnen doch erst, wo das Risiko droht und die Selbstlosigkeit auf die Selbstsucht prallt: wo abgewogen, entschieden und gehandelt werden muß. Und hier entfaltet sich das Listige an 'Schindlers Liste' - jenseits aller Debatten, ob denn die Stilmittel des Melodrams, die Verdichtung der Vernichtung auf ein paar Einzelschicksale dem einzigartigen Horror gerecht werden können.

Unter den Augen der SS

Dieser Film signalisiert zweierlei, ohne ein einziges Wort darüber zu verlieren: Nicht nur konnte man direkt unter den Augen der SS das Gute tun, man mußte auch kein besonders guter Mensch dazu sein. Und die passende Frage folgt auf dem Fuß: Wenn Schurken wie Schindler selbst im Anblick der durchgeladenen Pistolen das Richtige tun konnten, warum nicht auch die Pastoren und Professoren, die Bäcker und Beamten - also all jene Millionen 'anständiger' Menschen, die im konventionellen Sinne keineswegs böse waren? Und erst recht in der DDR, wo das Risiko viel geringer war, aber dennoch millionenfach bespitzelt und denunziert wurde? Schindler war kein Heiliger, der ohne

Rücksicht auf sein Selbst handelte, doch gerade das macht ihn zum Vorbild in totalitärer Zeit. Man konnte, wenn man wollte (und etwas Mut, List und Intelligenz besaß).

Schindlers unheilige Moral erklärt die durchsichtigen Abwehrmechanismen, die gegen diesen Film aufgebaut werden. Das reicht vom Vorwurf jüdischer Geschäftemacherei ('Mit Schindler verdienen derzeit viele Leute viel Geld') über die 'Zumutung', sich 'nachträglich mit Blut beflecken zu lassen', bis hin zu der wirklich originellen 'Umwertung aller Werte' (wir leben im Nietzsche-Jahr), wonach die Mörder die eigentlichen Helden gewesen wären. Denn die hätten - 'von Himmler zur äußersten Korrektheit angehalten' - die Endlösung selbstlos, pflichtschuldig und 'so sachlich wie eine Ungeziefervernichtung bewerkstelligt'.

Deshalb stören insbesondere die 'Plünderungen und korrupten Durchstechereien' im filmischen Porträt der SS. Nein, korrupt und geldgierig waren doch nur der Hasardeur Schindler und dessen Schacherjuden, die überdies noch so feige waren, 'jedem Befehl der SS zu gehorchen'. Es darf einfach nicht sein, daß der Kapitalist und Schieber Schindler - die Anti-These zur deutschen Tugend - zum moralischen Leitbild stilisiert wird. Wenn selbst ein so mieser Typ 'gut' sein konnte, dann werden alle im nachhinein schuldig - die Mitläufer, Gleichgültigen und Weggucker, die sich hinter der Frage verschanzten: 'Was konnte ich denn tun?' Schindler hat es getan und damit mit seinem leisen, arroganten Lächeln das mächtigste Alibi der nachttotalitären Zeit zertreten. Das wühlt und wütet im Unterbewußtsein.

Wunsch und Abwehr

Zumal da die Vergangenheit auch fünfzig Jahre danach nicht vergehen will. Das zeigt das unterschwellige Tauziehen um die deutsche Teilnahme am 50. Jahrestag von 'D-Day', der alliierten Landung in der Normandie. Eigentlich wollte auch Kanzler Kohl dabei sein, wenn 15 Staatsoberhäupter der Sieger den Beginn vom Ende des Dritten Reiches zelebrieren. Aber die, so wird gestreut, hätten ihm die Einladung kühl verweigert.

Verständlich wäre der deutsche Wunsch schon, die Niederlage in ein Fest der Versöhnung umzufunktionieren. Verständlich ist auch die Abwehr gegen die Ausgrenzung eines treuen, geläuterten Verbündeten, der in einem halben Jahrhundert Lichtjahre zwischen sich und die Nazi-Perversion gelegt hat. Doch ist das nur ein Teil des Problems. Den anderen Teil beschreibt delikater Le Monde: Man könne sich schlecht vorstellen, daß François Mitterrand im nächsten Jahr den 180. Jahrestag der Schlacht von Waterloo zusammen mit der englischen Königin feiern werde'.

Daß heißt: Sieg und Niederlage lassen sich nicht verschmelzen, und Erinnerungen schon gar nicht - auch nicht nach 180 Jahren. Die Alliierten gedenken am 6. Juni ihrer 'Waffenbruderschaft' und ihrer 'enormen Opfer'. Schon deshalb verbietet die Sensibilität das Dazudrängen der Deutschen. Es sei denn, daß die Bundesrepublik gewillt wäre, die Sieges- zur Befreiungsfeier zu stilisieren;

dann könnte man zusammen den Triumph aller Demokraten über die Nazis zelebrieren. Doch auch so läßt sich das Dilemma nicht wirklich knacken.

Der erste Bundespräsident, Theodor Heuss, hat 1949 von der Kapitulation als 'tragischste und fragwürdigste Paradoxie' gesprochen: 'Weil wir erlöst und vernichtet in einem gewesen sind.' Ein Nachfolger, Walter Scheel, hat es härter ausgedrückt: Das zusammengebrochene Reich war 'kein Werk Hitlers', sondern der 'Staat der Deutschen'. Könnte da ein Kanzler Kohl - zumal in einem Wahljahr, wo die Rechten die Mitte mit dem nationalen Knüppel bedrängen - die Nieder-

lage mit klarer Stimme als Befreiung der Nation feiern? Das ist noch schwerer vorzustellen als ein gemeinsames Waterloo-Gedenken, bei dem die Franzosen den englischen Sieg als Befreiung vom 'napoleonischen Joch' zelebrieren.

Nein, Erinnerungen lassen sich nicht im Tiegel des guten Willens verschmelzen; sie müssen respektiert werden - ob sie im Film oder am D-Day wiederbelebt werden. Am besten haben das die ganz jungen Deutschen verstanden, die überall in der Bundesrepublik auch nach dem Abspann von 'Schindlers Liste' schweigend und erschüttert in ihren Sitzen verharren.